

Berg

Ich hatte Termine in Gegg, danach war ich frei. Mir fiel der nahe Berg auf. Auf die Spitze führte ein Weg, gut sichtbar von unten; Leute wanderten hoch.

Da machte auch ich mich auf den Weg: um zu erfahren, warum man überhaupt auf so einen Berg hinaufwandert. Gewiss fand ich oben eine Bibliothek oder eine Akademie oder wenigstens einen Professor, die mir die Gründe für den Aufstieg erhellen können.

Unterwegs fragte ich Leute. Einige Ostasiaten schnatterten strahlend und mit in die weite Landschaft ausgreifenden Gesten irgendetwas Unverständliches, aber gewiss hatten sie meine Frage gar nicht begriffen.

Dann endlich welche, die ich verstand: Einer schwärmte von Schönheit, zeigte auf Blumen und Aussicht. Ein anderer lobte das Gefühl einer Leistung, die belohnt werde, wenn man das Ziel erreiche.

Dagegen stellte ich bei mir Atemlosigkeit, durchgeschwitzte Kleider und geblendete Augen fest.

Endlich oben angekommen, fand ich weder Hinweistafeln noch wenigstens ein Merkblatt – von einer kompetenten Fachperson ganz zu schweigen –, die mir den Sinn des Aufstiegs hätten erklären können. Es kostete nicht einmal etwas!

Es muss sich um eine sprachliche Konvention handeln, schloss ich und stieg den Berg wieder hinab.

Quallen

Wenn Quallen nahe der Wasseroberfläche schwimmen, ist das nicht allein ein untrügliches Anzeichen dafür, sondern ebenso eine zwangsläufige Folge davon, dass die Quallität auf den Meeresboden gesunken ist. Diese Erkenntnis ist längst Allgemeingut, nicht zuletzt in der Stadt Jals, und wird auch von niemandem angezweifelt. Über ihre Interpretation und Bewertung tobt allerdings seit geraumer Zeit ein erbitterter Streit, welcher Expertenkreise und – oft noch heftiger – die Menschen selber bis weit hinunter in bildungsferne Schichten in zwei Lager spaltet.

Nach überkommener Auffassung, von der Fraktion der Geistigen vertreten, ist die Quallität gut, solange die Quallen diese in sich besitzen; fällt sie jedoch von ihnen ab und sinkt auf den finsternen Meeresgrund, ist sie schlecht. Im Umkehrschluss bedeutet das: Wenn und weil die Quallität schlecht wird, fällt sie von den Quallen ab und sinkt hinunter.

Dem schleudert eine erst vor wenigen Jahren zum Entsetzen gestandener Bürger gegründete Fraktion der Lustigen entgegen, dass die Quallen glücklich seien, wenn sie, von der schweren Bürde ihrer quallvollen Tugenden befreit, nahe der Wasseroberfläche schwimmen, wo es hell und klar ist wie sie selbst und das Wasser schäumt und spritzt. Selbst das Meer bewege sich geschmeidiger, wenn es nicht allzu quallitätsbeladen ist. Die Quallität ist gut, wenn es den Quallen gut geht. Quallen gut, Quallität gut!

Unsinn!, tönt es von Seiten der Geistigen. Nichts ist gut, solange die Quallität schlecht ist! Der intrinsische Gehalt dieses Begriffes bleibt unberücksichtigt, ja wird mit Füßen getreten! Ob es den Quallen gut geht, ist weder die Frage, noch ist es von Belang. Es geht allein um die Quallität: Die muss gut sein!

So ein lebensfremdes Geschwätz!, widersprechen die Lustigen. Soll es etwa den Quallen schlecht gehen? Nur wenn es ihnen gut geht, kann man die Quallität vernünftigerweise als gut ansehen!

Denkfäule! In unverantwortlicher Weise wird mit den Begriffen jongliert! werden Bedeutungen in ihr Gegenteil verkehrt! wird des Geistigen gespottet! Perversion und Dekadenz!

Und bei Ihnen ist der Begriff jeglichen Inhalts entleert wie ein diarrhöischer Darm!

„Wie wollen Sie denn eine glückliche Qualle von einer unglücklichen unterscheiden?“, höhnte der Wortführer der Geistigen. „Haben Sie denn überhaupt schon mal eine Qualle gesehen?“

„Und haben Sie etwa schon mal beobachtet, wie die Quallität schlecht wird und auf den Meeresboden sinkt?“, höhnte der Generalsekretär der Lustigen zurück. „Haben Sie überhaupt schon mal das Meer gesehen?“

Bevor aber die beiden Anführer und ihre Anhänger aufeinander losschlügen, bildete ein Schlichtungsausschuss nach langwierigen Vermittlungsgesprächen eine paritätisch besetzte Delegation, die in einer beinahe tollkühn anmutenden Expedition an die über 2600 km entfernte Küste reisen und erstmals mit wissenschaftlichen Geräten und Ansprüchen sowohl die Quallen als auch das Meer selbst erforschen sollte.

Wort

Welches war das erste Wort, das Wort im Anfang? Niemand wusste es. Und so stammelten die Menschen, wenn sie ein Gespräch beginnen sollten, oder sie machten den Mund gar nicht erst auf. In Versammlungen wurde geschwiegen, Meinungsumfragen stießen ins Leere, öffentliche Debatten fanden keine statt.

Jedermann fürchtete, das falsche erste Wort zu sagen, und sagte lieber nichts.

Die Regierung in Irz, eingedenk ihres Auftrags, die Normen des Zusammenlebens zu bestimmen, konsultierte deshalb den eminenten Linguisten Vrits Shapoo.

„Eine Antwort, stante pede sowieso, ist mir gänzlich unmöglich“, beschied der Professor die enttäuschten Regierungsemissäre, „solange nicht ein tief in die Breite und breit in die Tiefe greifendes Forschungsprojekt in großzügigem Ausmaße subventioniert wird.“

Der Antrag auf eine Subvention wurde durch den Rat gepeitscht und von dessen Mitgliedern mit großer Mehrheit abgenickt. Das Forschungsprojekt konnte starten!

Professor Shapoo scharte ein Team aus tüchtigen jungen, sich einen Namen machen wollenden Sprachforschern, Philosophen, Soziologen und Historikern um sich.

„Feldforschung verlangt Ausdauer, Genügsamkeit und Findigkeit“, ermahnte er seine Mitstreiter. „Rucksack und Proviant nicht vergessen!“

Drei Jahre lang weilten die Forscher bei urtümlichen Völkern im Dschungel, in der Wüste und im Eis. Sie fragten die Alten nach ihren ältesten Worten, sie lauschten Babys ihr erstes Lallen ab, sie ließen sich Sagen von den Anfängen des Himmels und der Erde erzählen, ja sie zeichneten das Pfeifen, Heulen und Tosen der Vögel, Wölfe, Winde und Wasser auf. Emsig tippten sie ihre Laptops voll, die Berichte waren lang und detailreich.

Professor Shapoo druckte alle Berichte aus, sichtete sie und heftete sie säuberlich ab.

„Ausgezeichnete Arbeit!“, lobte er sein Team. „Wir sind ein gutes Stück vorangekommen. Archivarbeit wird uns nun weiterbringen. Lupe und Latexhandschuhe mitnehmen!“

Die Wissenschaftler schwärmten aus in die ältesten Klöster und Burgen und entschlüsselten verwischte Zeichen aus jungfräulichen Sprachen auf bräunlichen Dokumenten. Andere pilgerten zu vor-, früh- und urgeschichtlichen Kultstätten und entzifferten die in Stein geritzten Inschriften. Die Stapel mit ihren Transkriptionen bargen unerhörte Entdeckungen, welche verschiedene Fachgebiete um Jahrzehnte voranbrachten.

Nach zwei Jahren bündelte Professor Shapoo die Stapel und schob sie beiseite.

„Viel fehlt nicht mehr!“, rief er zufrieden in die Runde seiner Mitarbeiter. „Jetzt noch sechs Monate ins Schweigekloster, dann hätten wir's! Handys, Laptops und Tablets an der Pforte abgeben!“

Im Schweigekloster, das achtzig Kilometer außerhalb jeglicher Zivilisation entfernt lag, durfte kein Wort gesprochen werden. Auch lesen durfte man nicht. Alle Worte sollten nach und nach dem Gemüt entschwinden, damit der Blick auf das unmittelbare Geistige nicht getrübt wurde.

Nach sechs Monaten ließ sich Professor Shapoo in einem Geländewagen zum Klostereingang fahren und wartete mit einem Aufnahmegerät in der Hand, bis ein Forscher um den anderen aus der Pforte trat, den Himmel voller Sonnenlicht in sich aufnahm, tief durchatmete und nach einem Halbjahr des Schweigens das erste Wort in das von Professor Shapoo hingehaltene Mikrofon hauchte. Zurück in seinem Institut, hörte sich Professor Shapoo die Aufnahmen der ersten von seinen Mitarbeitern gesprochenen Worte immer wieder an, machte sich Notizen, zog die Transkriptionen der verwitterten Inschriften und die Berichte von den uralten Völkern heran, verglich Daten, Zeichen und Bedeutungen, zog Schlussfolgerungen und listete Lösungen, strich dies und löschte jenes, engte die Ergebnisse immer weiter ein, so weit und so lange, bis nach mehreren Wochen nur noch ein Eintrag, ein Element, ein Wort übrig blieb, ein einziges, in fetten Lettern geschriebenes und mehrfach rot unterstrichenes.

Professor Shapoo verstaute all seine Papiere in den Schränken, klappte seinen Laptop zu, trat aus seinem Büro und verschloss die Tür. Ein langer

Spaziergang führte ihn mitten durch Wurzelwerk, Ästegewirr und Blätterdickicht bis auf die andere Seite des Waldes.

Nach seiner Rückkehr Stunden später raffte er alle Forschungsunterlagen zusammen, warf sie im Hof auf einen Haufen, goss Benzin darüber und zündete sie an. Danach rief er den Regierungspräsidenten an.

„Ich wäre nun bereit für eine Erklärung“, teilte er ihm mit.

Der Regierungspräsident ließ sogleich eine Sondersitzung des Rats einberufen. Wortlos harrten die Abgeordneten im Plenarsaal des großen Augenblicks, da Professor Shapoo ihnen und allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern endlich – endlich! – das erste Wort verraten würde. Bald müsste niemand mehr verschämt schweigen, bald würden die Gespräche überall nur so sprudeln!

Professor Shapoo trat ans Rednerpult. Papiere hatte er keine dabei.

„Ich kenne das erste Wort“, hub er an. Sein Blick schweifte durch das Halbrund des Saals über die Abgeordneten hinweg, von einer Seite zur anderen und zurück zur Mitte.

„Ich werde es Ihnen aber“, fuhr er fort, „nicht sagen.“

Der Saal versteinerte.

„Ich werde es Ihnen nicht sagen, weil Sie anschließend nach dem zweiten Wort fragen würden, und sobald ich das zweite Wort erforscht und Ihnen mitgeteilt hätte, würden Sie das dritte wissen wollen. Und so trieben Sie es endlos weiter, bis alles, was wir sagen, bis zum letzten Wort in seiner Reihenfolge und Wertigkeit durch Ihre Dekrete unabänderlich festgelegt wäre.“

Eisig starrten ihn die Abgeordneten an.

„Kein erstes Wort! Kein letztes Wort!“, schloss der Professor, trat vom Podest herunter und schritt aus dem Saal. Erst da rührten sich die Abgeordneten, wanden sich in ihren Sitzen, sprangen auf, verwarfen die Arme, aber ein Wort, irgendein Wort, irgendein erstes Wort, wollte ihnen keins über die Lippen kommen.

Verhandlungen

Die im Städtchen Jauch stattfindenden Verhandlungen sind trotz der engagierten Bemühungen beider Seiten gescheitert. Die Folgen sind noch nicht abzusehen.

Eigentlich hatte alles zuversichtlich stimmend begonnen. Pop und Kuk hatten, einander freundlich zunickend, draußen an einem runden Tischchen Platz genommen und je ein Glas Mineralwasser bestellt. Demokratie erfordert ein Maximum an Transparenz und Öffentlichkeit. Bis der Kellner das Gewünschte brachte, musterten Pop und Kuk einander reglos.

„Ein falscher Schluck und...!“

Und man könnte sich verschlucken, und während man noch mit Husten beschäftigt ist, kann die Gegenseite unbesehen ihre Gedanken fortspinnen, ja den ganzen Gedankenfluss auf ihre eigenen Mühlen lenken. Keiner trank von seinem Mineralwasser, die Verhandlungen stockten.

Herbstsonne wärmte die Luft, den Platz belebten geschäftige Berufsleute, fotografierende Touristen, spielende Kinder, die Tischchen des Cafés waren besetzt mit plaudernden Freundinnen und lachenden Freunden.

„Bitte noch ein Glas Mineralwasser.“

Rasch wollte der Kellner die noch vollen ersten Gläser wegräumen, da blitzten ihn Pop oder Kuk oder beide an; seine Hände zuckten zurück. Prinzipientreue und Kompromissbereitschaft sind die Grundpfeiler jeder Verhandlungsführung. Bis der Kellner das Gewünschte brachte, beäugten Pop und Kuk einander pausenlos.

„Ein Schluck oder ich...!“

Oder er steht auf, wirft den Tisch um, läuft davon und – denkt für immer etwas Anderes! Einmal umfassten Kuks Finger den Stiel eines der Gläser, aber dann ließen sie wieder ab. Pop hob ein Glas gar eine Handbreit von der Tischfläche, ließ es wieder sinken. Ob es das erste oder das zweite war, lässt sich nicht mehr feststellen. Nun ging es gar nicht mehr vorwärts.

Es wurde Mittag, es roch nach gegrillten Würstchen vom nahen Stand, Leute setzten sich auf Bänke und aßen und tranken und dösten.

„Noch ein Glas Mineralwasser, bitte.“

Bis der Kellner das Gewünschte brachte, durchschauten Pop und Kuk einander rastlos. Je drei volle, perlende, zischende Gläser Mineralwasser standen

vor den Verhandlungspartnern, die nun ihre letzten Spielräume ausschöpften. Pop umfasste mit den Flächen beider Hände das dritte, noch kühle Glas, Kuk schnupperte sogar an allen drei Gläsern.

„Kein Schluck weiter!“

Keiner! Pop rieb sich hastig seine Hände an den Hosen trocken und verhakte sie über der Brust ineinander. Kuk zog mit einer schwungvollen Bewegung ein blaues Taschentuch aus der Hosentasche und betupfte sich damit die von Sprudelspritzern benetzte Nasenspitze. Mit ebenso viel Schwung wollte er das Taschentuch wieder zurückstecken, seine Hand schlug dabei an eins der Gläser, das Glas fiel um, das Wasser ergoss sich über die Tischfläche, es tropfte zu Boden. Ob es sich um das erste, zweite oder dritte Glas handelte, lässt sich unmöglich rekonstruieren. Möglich wäre auch, dass das Missgeschick beabsichtigt und eine Taktik war, um die Gegenpartei abzulenken, zu verwirren und in Zweifel zu stürzen. Politische Gegner sind keine Feinde, aber mit allen Mitteln zu bekämpfen.

„Zahlen!“, rief Pop. Auch Kuk zückte das Portemonnaie. Der Kellner eilte herbei. Die Trinkgelder waren anständig.

Danach erhoben sich Pop und Kuk, zwinkerten einander zu und verschwanden in entgegengesetzte Richtungen im Strom der Passanten, während der Kellner das Tischchen abräumte. Gedankenfreiheit ist in der Verfassung verankert, außerhalb derselben ist sie aber nicht zugelassen.

Wiese

Dichter knien im Gras und lesen Wiesen. Was sie lesen, kritzeln sie in Hefte. Die Hefte enthalten ihre Werke. Diese werden weitherum geschätzt. Man kann sie lesen, ohne Wiesen lesen zu müssen. Wer Wiesen nicht lesen kann, ist kein Dichter, kann aber die Werke der Dichter lesen. Dichter sind die Einzigen, die Wiesen lesen können. Ihre Hosen sind an den Knien abgewetzt vom vielen Lesen. Sie knien jahrelang im Gras und lesen die Schrift der Pflanzen. Sie verstehen, was die Pflanzen durch Wuchs, Form und Reihung ausdrücken. Im Nu erfassen sie die Nuance des gezackten Blattrandes, der rosa Blüte, des gekrümmten Stängels. Sie kritzeln in einem Fort, es sind viele Pflanzen auf der Wiese. Wiesen sind geschützt. Niemand außer ausgewiesenen Dichtern darf sie betreten, sie sind weder Weide- noch Bauland. Schon eine einzige Wiese enthält unendlich viel Dichtkunst, wenn auch nicht die gesamte. Pflanzen wachsen, blühen, welken, verkrümmen und verfärben sich. Alte verdorren, neue wachsen nach. Die Pflanzen stehen in stetem Wandel, die Wiese ist nie dieselbe. Kein Dichter ist wie der andere. Einer liest die Wiese von links nach rechts, der andere umgekehrt, der eine senkrecht, der andere waagrecht, einer schräg statt gerade, der andere kreisförmig statt linear. Sie schreiben, was sie lesen, ein Gedicht wiederholt sich nie. Was an der Wiese unmerkliche Veränderungen sind, wird in den Gedichten zu himmelhohen Unterschieden. Ihre Vielfalt und Herrlichkeit ist unerreicht. Die Dichtkunst steht auf dem Höhepunkt ihrer Blüte, jederzeit.

In Lux hingegen wurde vor zwei Monaten ein Mann, der sich als Dichter ausgab, des Betrugs überführt. Er hatte seine Gedichte nachweislich nicht in der Wiese gelesen, sondern aus seinem Kopf herauszuschreiben versucht. Unbedarfte Leute vermochte er mit seinem Geschreibsel zu täuschen, aber die unbestechlichen Experten der Dichtkunst erkannten auf den ersten Blick an den sauberen, unabgenutzten Hosen, dass er ein Hochstapler war. Ihm wurde das Dichten auf Lebenszeit untersagt.

Rasierapparat

Während vieler Generationen war die Ortschaft Kött bekannt und beliebt für ihre unerreichte Rasierapparatkultur, wie wir sie noch heute im Stadt- und Heimatmuseum bewundern. Die ersten Rasierapparate waren farblose Undinger, größer als ein Ochsenfrosch, und machten einen Höllenlärm. Jahrzehntelang waren sie die einzigen elektrischen Geräte in den Haushalten. Alle anderen Elektrizität verbrauchenden Vorrichtungen, darunter zuvorderst die Glühbirnen, waren verpönt, denn solange sie in Betrieb waren, raubten sie den Rasierapparaten die so notwendige Energie. All diese neumodischen Geräte waren ja auch lange Zeit vollkommen entbehrlich: Dafür griff man auf einfache, seit Jahrtausenden bewährte Mittel wie Handarbeit, Kerzen oder Ölpfanzeln zurück.

In der damaligen Zeit trugen alle Männer Bart, und Rasierapparate erfüllten eine rein akustisch dekorative Funktion. Die Familienväter stellten jeden Tag schon beim Aufstehen den Apparat an, denn sein frohes Lärmen erfüllte sie mit Genugtuung: Es war das tönende Ebenbild ihrer Tüchtigkeit! Manchmal, wenn das Wetter grau war und sie sich bedeutungslos vorkamen, ließen sie den Apparat sogar mehrmals am Tag laufen; dann fühlten sie sich sogleich zuversichtlicher und tatenfroher.

Die Rasierapparate standen in den eleganten Bürgersalons jener Epoche auf halbrunden Wandtischchen oder schlanken Stelen, oft unter dem großen Ölporträt des Stammvaters der jeweiligen Familie. Stolz blickte der Stammvater aus dem reich verzierten Goldrahmen, als hätte er die Herrlichkeit seiner Nachfahren vorausgeahnt. Die Rasierapparate waren, je nach Betuchtheit ihrer Besitzer, mit mehr oder weniger Perlen, Halbedelsteinen und Diamanten besetzt und wurden stets in Betrieb gesetzt, wenn Gäste kamen. Zum Empfang stellte sich der Gastgeber in seinem Feiertagsgewand neben den laufenden Apparat. Bevor der Besuch sich setzen durfte, musste er den Apparat, sein Lärmen und seinen Prunk ausgiebig bewundern. Die Bewunderung des Apparats sowie das gemütliche Geplauder zwischen Gastgeber und Gästen bedurfte allerdings der Gesten und Gebärden, denn das Lärmen verunmöglichte eine akustische Verständigung.

Welche Blamage, wenn der Apparat einmal nicht anspringen wollte oder nur ein Krächzen von sich gab! Dann wurde mit schriller Stimme nach dem sogenannten

Surrdiener gerufen, dem für den Unterhalt des Rasierapparats zuständigen Bediensteten. Rasierapparate waren heikle Geräte; ihre Wärter konnten oft den hohen Ansprüchen nicht genügen und mussten entlassen werden. Wochenlang dauerte es, bis ein neuer gefunden war, und derweilen wurde in der Ortschaft gemunkelt, gelästert und gegrinst. Zu einer anständigen Bewirtung gehörte das Rasseln des Rasierapparats – je lauter und durchdringender, desto besser! – fast noch mehr als reichhaltige Speisen oder edle Tropfen. Denn nichts trug mehr zum Hochgefühl der Gastgeber wie der Gäste bei, am technischen Fortschritt teilzuhaben, durch nichts fühlten sie sich stärker mit der Dynamik der modernen Welt eins!

Lange sträubten sich die Bewohner von Kött, aber schließlich beugten auch sie sich der unseligen Mode – oder wie immer man es bezeichnen mochte. Irgendwo war nämlich jemand auf die Idee gekommen, sich unter Zuhilfenahme eines Rasierapparates jeden Tag das Gesicht zu rasieren. Warum er so rasch so viele Nachahmer fand, darüber kann man höchstens Vermutungen anstellen: Möglicherweise fanden die Frauen die nackte Kantigkeit eines rasierten Gesichtes attraktiv. Nicht nur dem Küssen standen jetzt keine Borsten mehr im Weg, auch dem herrischen Vorrecken des Kinns und der schneidenden, Befehle bellenden Stimme. Nichts mehr stand dem Ritt des rasierten Manns auf den Erfolgskurven entgegen!

Die neuen Rasierapparate rasierten porentief und spiegelblank. Sie gehorchten leise surrend dem leichtesten Druck der Fingerkuppen. Sie schmiegt sich der Hand an wie flüssiges Metall der Gussform, denn so war es: Das Leben war flüssiges Metall, das sich den Vorstellungen des rasierten Mannes fügte. Kein Zweifel, er stand auf dem Höhepunkt von allem, auf allen Höhepunkten, auf den höchsten Punkten überall. Er war es, der den Fortschritt voranpeitschte!

In neuerer Zeit wurden aber nicht nur die Rasierapparate, sondern auch die sich rasierenden Männer selber immer unscheinbarer und zuletzt ganz unsichtbar, perfekt integriert ins Getriebe der Welt. Man vernimmt ein leises Surren und man weiß: Dort muss ein Mann stehen, den Rasierapparat in der einen Hand, die Fäden, an denen er Figuren auf der ganzen Welt tanzen lässt, in der anderen. Und womöglich ist man selbst eine dieser tanzenden Figuren.

Bärtige Männer sind noch auf Daguerreotypen zu bestaunen, von denen die prachtvollsten im Stadt- und Heimatmuseum zu Kött ausgestellt sind.

Haifisch

An Seilen hängt ein Haifisch hoch oben in der Mehrzweckhalle von Kusch und schaut auf das Publikum herab, welches zu ihm hinaufschaut. Da der Haifisch immer wieder sein riesiges Maul aufsperrt und nach imaginärer Beute schnappt, sind die emporgerichteten Blicke der Besucher ehrfürchtig. Aber der Haifisch kriegt sie nie zu fassen. Um zu verhindern, dass die Ehrfurcht des Publikums erlahmt, geben die Behörden dem Haifisch ab und zu einen Säugling zum Fressen. Das Publikum strömt umso zahlreicher herbei, je mutmaßlicher es Zeuge eines Säuglingsfraßes wird. Es beginnt sich absichtlich unbotmäßig und frivol zu verhalten, damit ein Säuglingfraß, der es wieder Ehrfurcht lehren soll, wahrscheinlicher wird. Es glaubt auch festgestellt zu haben, dass der Eintrittspreis, den es bezahlen muss, um den Haifisch zu sehen, umso höher steigt, je näher ein Säuglingsfraß rückt. Der Besucherzustrom ist darum umso beträchtlicher, je höher die Eintrittspreise steigen, und die Eintrittspreise steigen umso erklecklicher, je mehr Besucher heranströmen.

Einmal jedoch biss der Haifisch im Übermut die Seile, an denen er von der Decke hing, durch. Aber – oh Wunder! – er fiel nicht herunter auf die Leute, nein, er blieb schweben! Fortan drängten nicht nur Leute aus Kusch, sondern auch aus der näheren und ferneren Umgebung herbei. Ehrfurcht brauchte man ihnen nicht mehr beizubringen, von selber schauten sie in andächtiger Stille und mit gefalteten Händen zum schwebenden Haifisch hinauf. Manche streckten dem Haifisch sogar ihre Säuglinge entgegen, damit er sie sich schmecken ließ.

Für die Bewältigung solcher Pilgermassen waren die Behörden weder gerüstet noch befähigt. Umgehend verkauften sie die Mehrzweckhalle samt schwebendem Haifisch zu einem gewaltigen Preis an eine internationale Investorengruppe. Auf einen Schlag war der städtische Haushalt saniert, zudem flossen üppige Steuereinnahmen aus dem Haifischschaustellungsbetrieb.

Die neuen Eigentümer ließen die Mehrzweckhalle aufwendig modernisieren, bauten ein Selbstbedienungsrestaurant, einen Wellnessbereich und eine Diskothek an. Der Publikumszuspruch verzeichnete zweistellige Wachstumsraten, das Geschäft brummte. Aus einem Bruchteil des Erlöses wurden Paaren einjährige Urlaube an Traumdestinationen finanziert, um die Kinderzeugung zu fördern, damit der Haifisch

immer genug Säuglinge bekam. Es darf von einer rundum gelungenen Privatisierung gesprochen werden.

Über die Jahre wurde der Haifisch so mit Säuglingen gemästet und immer dicker und tonnenschwer, dass er eines Tages plötzlich zu Boden klatschte und verendete. Eilig wurden Ersatzhaie gefangen und herbeigeschafft und an Seilen an der Mehrzweckhallendecke aufgehängt. Aber das Wunder geschah nicht wieder: Sobald man die Seile durchschnitt, klatschten die Haie alle zu Boden und verendeten.

Daraufhin verblassten der Glaube und bald sogar die Erinnerung an den Wunderhai rasch. Die Mehrzweckhalle verlotterte, das Geschäft schrieb tiefrote Zahlen. Schließlich verkaufte die Investorengruppe die Anlage an einen Squashturnierveranstalter, und die Menschen bekamen in der Folge Kinder, deren meiste das Säuglingsalter überlebten.

Zeit

Zeit vergeht.

Aber in Läx weiß man, dass die Zeit sich trommeln lässt. Die Trommel setzt ihr Tempo fest. Durch Trommeln wird sie gebändigt. Dem Trommelschlag gehorcht sie.

Das alles weiß man in Läx.

Aber wer darf die Zeit trommeln? Es gibt einen Wettbewerb, den gewinnt der langsamste Trommler. Denn der langsamste Trommler gewährleistet, dass die Zeit nur langsam vergeht und das Leben der Menschen viel länger dauert. Die Menschen in Läx leben gern.

Der langsamste Trommler schlägt während seines Lebens nur ein einziges Mal auf seine Trommel. Der langsamste Trommler ist derjenige, der alle anderen überlebt, ohne einen zweiten Trommelschlag auszuführen. Er gewinnt den Wettbewerb, weil er der letzte Überlebende ist. Der Wettbewerb dauert das ganze Leben, und ganz am Ende verliert auch der Sieger, weil auch er stirbt.

In Läx leben keine Leute mehr.

Ball

Vielleicht war es schon spät gewesen und ein Vater hatte schon mehrmals ungeduldig vom Beckenrand gerufen, bis ein Kind sich endlich aus dem Wasser bequeme, und rasch zerrte der Vater das Kind weg in die Garderobe und dann nach Hause zum Abendbrot und eigentlich ist das ja völlig egal.

Hauptsache, ein roter Wasserball blieb an irgendeinem Abend zurück. Vergessen im Schwimmbecken treibend.

Am nächsten Morgen starrte der Bademeister auf das Wasser. Ein Ball – der Ball – schaukelte in den sanften Wellen. Leichte Winde trugen ihn hierhin und dorthin und zurück und weiter und herum. Er drehte sich um sich selbst, so mählich, so sachte, so ruhig.

Der Bademeister staunte auf den im Wasser treibenden Ball, seine Augen hafteten an ihm, sein Blick füllte sich, mit seinem Rot, seinem Rund, seinem Wiegen im Wasser, und als die ersten Frühschwimmer sich anschickten, ins Wasser zu steigen, zischte er sie zurück und deutete auf ihn.

Den roten Ball.

Badegäste, immer mehr Badegäste setzten sich um das Schwimmbecken und betrachteten den Ball und versenkten sich in sein bedächtiges Leben. Niemand sprach. Es gab keine Worte. War das Glück?

Stühle wurden herbeigetragen. Reihen bildeten sich. Eine Tribüne wurde aufgestellt. Abends gingen Scheinwerfer an. Auch nachts saßen Menschen und schauten und versanken und schwiegen und fühlten sich frei und in Frieden mit allem.

Einmal kamen Fremde, sie wollten womöglich baden oder hatten sonst etwas vor. Als einer Anstalten machte, den Ball aus dem Wasser zu fischen, stieß ein Meditant ihn geistesgegenwärtig zur Seite und machte ihn unschädlich, bevor er alles kaputt machte.

Sonnenstrahlen stechen herunter und lassen die rote Farbe des Balls verbleichen. Regen trommelt auf die Plastikhaut und peitscht den Ball umher. Eis überzieht das Wasserbecken, der Ball liegt reglos obenauf. Aber Menschen sitzen da, stets sitzen Menschen da, sie schauen und wachen und huldigen ihm.

Dem roten Ball.

Vielleicht fällt eines Tages ein spitzes Hagelkorn vom Himmel oder ein Vogel pickt mit seinem Schnabel oder der Plastik wird mürbe und leck oder sonstwarum liegt der Ball eines Tages ohne Luft und zerknautscht im Wasser. Vielleicht wird schnell ein neuer Ball – ein blaauer? ein grüner? ein geelber? – ins Wasser geworfen. Oder die Leute meditieren ohne Ball weiter.

Aber eigentlich ist das ja völlig egal, hier, in Eesch.

Gelb

Tag für Tag strömen Scharen aus dem Landesinnern nach Zück ans Meeresufer, um auf ankommende Schiffe zu warten. Sie starren stundenlang hinaus. Wasser weit, glatt, gewellt oder aufgeraut, bläulich, grünlich oder grau, Sturm, Brausen, Gischt – gleichgültig, ja freudlos ihr Blick. Sonne, Himmel, warm und blau und hell – verschlossen, ja verstockt ihre Miene. Sie stehen da, unbewegt, und blicken. Feldstecher benutzen sie keine; was sie suchen, ist mit bloßem Auge zu erkennen. Ihre große, tiefe Erwartung lässt keine Gebärden und Worte zu, damit sie sich nicht vorzeitig verausgaben. Nur die geballte Faust lässt auf Anspannung schließen, gar Ungeduld.

Zuweilen nähern sich Küstenbewohner, leutselig und mit der unverwüstlichen Zuversicht derer, die wissen, dass nach der Ebbe immer die Flut kommt. Körbe voller Brötchen, Obst und Tranksame führen sie mit, rufen sie aus, halten sie den Harrenden unter die Nase. Bei Hitze bieten sie Wasserflaschen und Schweißtücher an, bei schlechtem Wetter Regenschirme. Doch mit diesen mürrischen, trockenen Menschen sind kaum Geschäfte zu machen. Körperliche Bedürfnisse stehen zurück, Sprechen ist unnötig: Nichts darf vom Harren ablenken, nichts die gemeinsame Reglosigkeit stören.

Irgendwann schreit einer, deutet mit dem Arm aufs Meer. Ein Ruck geht durch die Reihen, die Mienen erblühen, bestätigende Rufe ertönen. Am Horizont ist ein Schiff aufgetaucht – endlich! Minuten, lange Minuten – wie langsam das Schiff sich unter den Horizont schiebt! Immer noch – wie fern es gleitet! Fast unbewegt – kommt es überhaupt näher?

Als das Schiff, einen Fingerbreit unter dem Horizont, gelb aufleuchtet, fallen die Menschen einander in die Arme. Bald werden alle Sünden verziehen, alle Wünsche erfüllt, alle Sehnsüchte befriedigt, alle Nöte gelindert! Alles wird gut! Das Heil ist nahe!

Jedes ankommende Schiff erstrahlt gelb. Nicht bloß seine Fenster, die von künstlichem Licht erleuchtet werden. Nein, das Schiff als Ganzes glüht – es glüht vor Verheißung, Erweckung, Erfüllung!

Während die Menschen vom Ufer aus voller Zuversicht auf das Schiff schauen, merken die Passagiere von einer Phase gelben Leuchtens nichts. Fragt

man sie im Nachhinein, zucken sie mit den Schultern und glauben sich zu erinnern, dass sie sehr glücklich waren – irgendwann, vielleicht. Aber weder erinnern sich alle, noch waren alle glücklich.

Sobald das Schiff näher gleitet und man schon winkende Figuren an der Reling unterscheidet, erlischt das strahlende gelbe Leuchten. Es wird wieder zu einem ganz normalen Schiff, das am Ufer anlegt. Landungstreppen werden ausgefahren. Die Passagiere quellen heraus, beladen mit Taschen und Rucksäcken. Manche tragen Sonnenbrille, Sonnenhut, Fotoapparat. Kinder zanken, Mütter keifen, Väter zürnen. Ein normaler Landgang wie stets.

Die Menschen aus dem Landesinnern wenden sich ab, zwar ernüchtert von der enttäuschten Erwartung, aber noch steht ein Abglanz der erfahrenen Verheißung in ihren Antlitzen. Sie wissen, auch am nächsten Tag kommen Schiffe; jeden Tag kommen Schiffe; und einmal, einmal wird das gelbe Licht nicht ersterben und werden sie seines Leuchtens teilhaftig und mit ihm verschmelzen. Die Verheißung endet nicht. Sie endet erst, wenn sie dereinst erfüllt werden wird, am Tag des Heils.